

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 1903 Nr. 4684) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. evtl. Bestelgeb.

Redaktion: Tauhaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr Abends.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Die wirklichen Störenfriede.

Leipzig, 28. Mai.

In den linksliberalen Blättern häufen sich die Klagen, daß die Sozialdemokratie durch ihre Eigensucht und Unverträglichkeit den Wahlkampf gegen die Junkersippe in unheilvoller Weise störe. Es läme ihr mehr darauf an, ihr Parteigeschäftchen zu machen, als das Interesse der Volksmassen wahrzunehmen, das auf die Herstellung einer anti-agrarischen Abwehrmehrheit im neuen Reichstag gerichtet sei. Gerade bei einem Kriege zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Linken blähe der Welken der gefährlichsten Volksfeinde.

Wir verschließen uns nun keineswegs vor dem etwaigen wahren Kern dieser Beweisführung. Läge die Sache so, daß die sozialdemokratische Agitation sich nicht oder doch nicht in erster Reihe gegen die Brotwucherer richtete, so würde sie sicherlich den härtesten Tadel verdienen. Aber so liegt die Sache eben nicht. Niemand weiß besser als die Ueberzöllner, daß sie keinen unverdächtigeren Feind haben als die sozialdemokratische Wahlbewegung, die unablässig und von Tag zu Tag mit größerem Erfolg die Massen gegen sie aufbietet. Hätte sie diese Gegnerschaft nicht, so würde die Rote Kardorff sehr ruhig schlafen; sie wäre dann ihres Sieges ganz sicher.

Man sagt nun aber: ja, weshalb denn aber die Liberalen befehlen? Hierauf wäre nun zuerst zu erwidern, daß die sanftmütigen Leute, die sich über den Mangel an sozialdemokratischer Friedfertigkeit beklagen, wie gewöhnlich, die Karntel sind, die angefangen haben. Wir wüßten nicht, daß unsere Leute einen Liberalenspiegel herausgegeben haben, wohl aber haben die Liberalen einen Sozialistenspiegel herausgegeben, der von Beschimpfungen der sozialdemokratischen Partei, Entstellungen ihrer Absichten, Verleumdungen ihrer Ziele in einer Weise strotzt, in der sich Dummheit und Verstehe den Wang streitig machen. Wenn die liberale Sehnsucht nur nach Niederwerfung der junkerlichen Anmaßungen trachtet, weshalb geben diese Braven denn nicht einen Junkerspiegel heraus, den sie abschreckend genug gestalten könnten, ohne der Wahrheit so ins Gesicht zu schlagen, wie es der Sozialistenspiegel auf jeder Seite tut? Oder weshalb nicht einen Pfaffenpiegel gegen das Zentrum, der doch auch ein packendes Material zusammenstellen könnte, um zu zeigen, wie die „Partei für Wahrheit, Freiheit und

Recht“ mit den Interessen und Rechten der Volksmassen umgesprungen ist?

Allerdings sind nicht alle Liberalen von dem Sozialistenspiegel erbaut. Sie sagen, dergleichen Leistungen seien vornehmlich die Domäne des Herrn Eugen Richter, der nun einmal in seiner unverbesserlichen Borniertheit nicht von der Sozialistenhege lassen könne. Nun ist aber Herr Eugen Richter nicht der erste Beste; er ist der älteste und anerkannteste Führer des Freisinn, der immer noch die stärkste Fraktion der bürgerlichen Linken hinter sich hat. An ihm erfüllt sich in grauenerregender Weise das Wort: Wer vom Sozialismus ist, stirbt daran. Er ist in seinem Sozialistenhäse völlig verdrummt, und jetzt so tief heruntergekommen, daß die schäblichste Spekulation auf die Stichwahlhilfe seine ganze Politik und namentlich seine ganze Wahlpolitik bestimmt. Da er weiß, daß die Sozialdemokratie die einzige Partei ist, deren Stimmen bei den Stichwahlen seinen Myrmidonen zu Gebote stehen so hält er sich für umfomehr verpflichtet, gerade auf diese eine Partei zu schimpfen und zu zerkern, um noch so zu tun, als ob er eine selbständige Politik treiben könne. Man braucht sich dies Verhältnis nur einmal in seiner Evidenz zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, wie frivol die Beschuldigung ist, daß die Sozialdemokratie die notwendige Eintracht zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Linken zum Gaudium der gemeinsamen Gegner störe.

Andre Liberalen treiben nun gewiß nicht die verächtliche Hanswurstpolitik des Herrn Eugen Richter. Sie befolgen wenigstens selbst bis zu einem gewissen Grade die weisen Ratsschläge, die sie der Sozialdemokratie erteilen, und spenden der sozialdemokratischen Partei die herablassende Genehmigung, den Liberalen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Man lese die Reden des Herrn Barth oder die Leitartikel der Frankfurter Zeitung! Allein wenn bürgerliche liberale Politiker auch noch nicht auf den Eugen Richter heruntergekommen sind, so ist es schließlich doch auch ihr Ton, der ihre Missethat. Man muß es ihnen offen heraus sagen, daß der Ton wohlwollender Schulmeister, den sie sich erlauben, gegen die Sozialdemokratie anzuschlagen, sehr wenig geeignet ist, den gemeinsamen Kampf gegen die gemeinsamen Gegner zu fördern. Die Zeiten sind wirklich sehr lange vorüber, wo die Liberalen etwa einen formellen Vorwand hatten, einen solchen Ton anzuschlagen. Gewiß, historisch sollte die Bourgeoisie im Vorkampfe gegen das Junkertum stehen, aber Herr Barth und die Gelehrten der Frankfurter Zeitung

wissen doch sehr gut, in welcher erbarmungswürdigen Weise die deutsche Bourgeoisie seit manchem Jahrzehnt diesen historischen Anspruch verspielt hat. Heute müssen sie sich schon mit der unwiderruflich gewordenen Tatsache abzufinden verstehen, daß die deutsche Arbeiterklasse im Vorkampfe gegen alle rückständigen Mächte unseres nationalen Lebens steht. Deshalb spielen die Arbeiter nicht die prozenhaften Emporkömmlinge; sie verlangen keine Selbstdemütigung von den Liberalen; wenn sie mit ihnen gemeinsam den agrarischen Brotwucher bekämpfen sollen, aber allerdings haben sie auch keine Neigung — ganz abgesehen von den schmützigen Schimpfereien derer um Richter — sich von Herrn Barth oder den Gelehrten der Frankfurter Zeitung begünstigen zu lassen.

Im Uebrigen, wenn die Schuld an dem Streite zwischen den Liberalen und den Sozialdemokraten, den wir an und für sich auch als eine unerfreuliche Episode des gegenwärtigen Wahlkampfes betrachten, einzig und allein auf die Seite der Liberalen fällt, so wollen wir doch anerkennen, daß es sich dabei nicht bloß um einen, sozusagen politischen Etikettenstreit handelt. Wenn die Bourgeoisie die Leitung des Kampfes gegen das Junkertum in der Hand behalten will, so will sie nicht nur ein politisches Prestige behaupten, das sie tatsächlich längst verloren hat, sondern sie fürchtet auch, daß die Arbeiter, wenn sie dazu gelangen werden, das Junkertum niederzuwerfen, mit ihm viel geringere Umstände machen werden, als in dem Kram der Bourgeoisie paßt. Diese Sorge ist, wie wir offen gestehen, keineswegs ohne Grund. Die Arbeiter denken gar nicht daran, die Rechnung, die sie den junkerlichen Volksbedrückern zu präsentieren gedenken, erst vorher durch Herrn Eugen Richter oder Herrn Barth oder Herrn Sonnemann revidieren zu lassen. Insofern mag man verstehen, daß nicht bloß deplacirte Eitelkeit, sondern höchst reelle Angst die Liberalen antreibt, die gegenwärtige Wahlbewegung des Proletariats unter ihre schirmenden Fittiche zu nehmen und dem vorwärts rollenden Siegeswagen der Arbeiter wenn möglich schon jetzt einen Hemmschuh anzulegen.

Aber dann sollten sie so viel Logik besitzen und sich selbst als die wirklichen Störenfriede in dem von ihnen so preislich proklamirten „gemeinsamen Kampf gegen die gemeinsamen Gegner“ denunzieren.

Parteigenossen! Die beste Agitation zur Reichstagswahl ist die Gewinnung neuer Abonnenten!

Seuilleton.

Ein Agavenblatt.

Erzählung von Heinrich Conrad.

Ich kam also zurück, etwas müde zwar, aber glücklich; ich hatte meine Ruhe. Der Spielteufel war mir gründlich ausgezogen, den Verlust konnte ich verschmerzen, und ich lachte über meine eigne Dummheit, von der übrigens kein Mensch etwas erfuhr, weil ich mich natürlich sorgfältig in acht nahm, von meinem Ausflug nach Monty auch nur ein Wort zu sagen.

Mit einer wahren Wut stürzte ich mich nun auf meine Arbeit, ich bestand die Prüfungen in glänzender Weise; hierauf verlobte ich mich, heiratete kurz darauf meine Maria und ließ mich in meinem Rheinstädtchen als praktischer Arzt nieder.

Ich war so glücklich, wie man sich es nur wünschen kann: eine schöne, kluge und gute Frau; in die ich ebenso leidenschaftlich verliebt war, wie sie in mich, ein behagliches Haus, vielversprechende Praxis, ein angenehmer Freundeskreis und dazu selbst gesund und jung und lebenslustig. Aber nach kaum sechs Monaten packte mich wieder das Spielfieber.

Verlaufe des Abends meine Frau sich erhob und mit komischer Feierlichkeit verkündete:

„Meine Damen und Herrn! Ich werde Ihnen eine Vorstellung von Monte Carlo geben. Machen Sie Ihr Spiel, meine Herrn!“

Dabei schwang sie triumphierend ein Paket, woraus sie dann eine Roulette und ein Wachtstuchtableau hervorjag. Es war meine alte Roulette; sie hatte das Unglücksmodell unter meinen Studentensachen hervorgekramt.

Die Bank wurde etabliert. Sie war harmlos genug; statt der Fünffrankentaler hatten wir Haselnüsse, statt der Louis Krachmandeln, statt der Hundertfrankenlaques Wallnüsse. Für zehn Pfennig konnte man eine Wallnuss oder zwanzig Haselnüsse kaufen. Das vercinnahte Bargeld sollte einem armen Teufel von Kranken übergeben werden, den ich gerade in Behandlung hatte, und für den meine gute Frau sich ganz besonders interessierte.

Da meine Frau selbst die Bank halten wollte, von dem eigentlichen Spiel aber nichts verstand, so wurde ihr alsroupier ein junger Mann an die Seite gegeben, der über die nötigen Erfahrungen auf diesem Gebiet verfügte, indem er schon einmal in Ostende gebadet hatte. Nach einer kurzen halben Stunde war die Bank gesprengt, und zwar durch mich. Ich spielte mein altes System, das zwar in Monte Carlo Fiasko gemacht hatte, aber mit einigen Abänderungen, die mir durch die verschiedenen Phasen des Spieles eingegeben wurden, den Randeln und Rissen gegenüber sich großartig bewährte.

Von diesem Tage an bin ich ein elender Mensch gewesen. Es ließ mir keine Ruhe mehr, bis ich unter dem Vorwande, daß mein Beruf eine kurze Anwesenheit in Wien erfordere, verreiste. Natürlich fuhr ich nicht nach

Wien, sondern nach Monaco. Seitdem habe ich ungefähr ein Duzend solcher Reisen gemacht. Manchmal kam in einer Nacht der Spieltrug über mich, und am andern Tage sah ich schon im Eisenbahnzug; manchmal kämpfte ich tage-, ja wochenlang gegen meine Schwäche. Ich unterlag regelmäßig.

Meine Verhältnisse begannen allmählich ungünstiger zu werden. Zwar nahm ich meistens nur kleinere Summen mit, auch verlor ich nicht jedesmal, sondern brachte ein paar mal sogar einen Gewinn mit nach Hause; aber die Zinsen meines Vermögens gingen doch für diesen Sport drauf, und die Einnahmen aus meiner ärztlichen Praxis wurden immer geringer.

Man möchte mich nicht mehr so gern leiden, ich war in jenen Zeiten, wenn ich gegen meine Gelüste zu kämpfen hatte, oft zerstreut, fuhr die Patienten unwirsch an und machte wohl auch Fehler. Dazu kamen Handel mit dem älteren Berufsgegenossen, der schon vor mir im Städtchen ansässig gewesen war. Ich hatte ihm viel von seiner Praxis weggenommen, jetzt eroberte er sich das Terrain zurück, und in diesem Kampfe waren ihm alle Waffen recht. Er mußte auf irgend eine Weise von meinen Ausflügen an die Spielbank Kenntnis bekommen haben und hatte nichts Eiligeres zu tun, als mich als Spieler und Verschwender und unzuverlässigen Arzt ins Gerede zu bringen. Kurz und gut, auch meine frühere materielle Behaglichkeit war dahin; ich konnte von meinem Einkommen nicht mehr leben und hatte schon heimlich einige von den Wertpapieren verkaufen müssen, worin mein ganzes Vermögen angelegt war.

Daß meine Frau von alledem nichts erfuhr, ist fast unbegreiflich. Aber sie war ganz ahnungslos; in ihrem unbegrenzten Vertrauen und in ihrer Liebe zu mir